

VIVI IVY JONES

*Love, stronger than
a Diamond*

Roman

VIVI IVY JONES

LOVE,
stronger
than a
Diamond



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

1. Auflage

Copyright © 2024 Vivi Ivy Jones

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzung, etwa wie Vervielfältigung,
Verbreitung, Übertragung oder Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
schriftlicher Genehmigung der Autorin.

Bildmaterial: Adobe Stock, Pexels

Lektorat & Korrektorat: Solvig Schneeberg

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand GmbH, In de Tarpen 42, 22848 Norderstedt

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-7597-7649-5

Über die Autorin



Vivi Ivy Jones ist das Pseudonym einer jungen, deutschen Autorin. Über den Beruf der Marketing Managerin und Grafikdesignerin hinaus, faszinierte sie schon immer das Storytelling. Mit einer Hingabe für Plottwists, spannende Liebesgeschichten, Tiefe und Humor lebt sie im Herzen für das Schreiben.



Kopfkino starten



Playlist

Musikalische Vibes, die mich
beim Schreiben inspiriert haben.
Ideal, um von Liz, Jason, Eric
und Matt tagzuträumen. ;-)



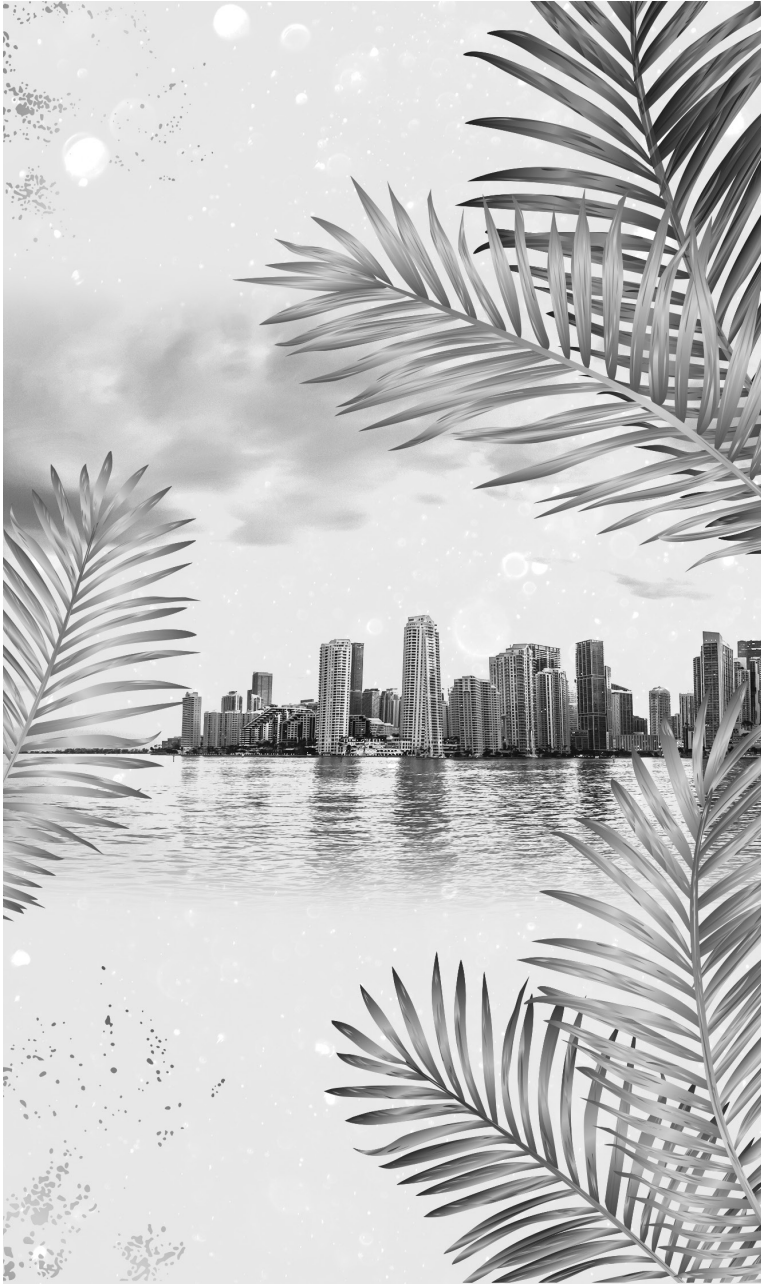
Triggerwarnung

Dieser Roman enthält folgende Themen,
die möglicherweise triggern könnten:

Tod, Tod der Eltern, psychische und
physische Gewalt, Blut, sexuelle Bedrängung,
Alkoholkonsum, Panikattacken,
Gebrauch von Waffen, Krankheit,
Verlustängste, Erpressung

Altersempfehlung: ab 18 Jahren

Die Orte und Personen in diesem Buch
sind (fast) ausschließlich frei erfunden.



KAPITEL 1



Fast war mir das Champagnerglas aus der Hand gerutscht. Ich dachte, wir würden uns niemals wiedersehen. Und nach damals wäre mir das auch mehr als recht gewesen.

Wieso? Wieso musste Jason ausgerechnet heute hier sein? Er hatte mich verlassen, als ich ihn am meisten brauchte. Und tauchte auf, wenn es am unpassendsten war. Ich dachte, ich hätte es mittlerweile erfolgreich verdrängt, aber gerade fühlte es sich an, als wäre es erst gestern gewesen. Wut, Scham, Vertrauensbruch. Wollte er diese Liste nach zehn Jahren noch erweitern?

Schlimm genug, dass ich mich heute unfreiwillig zur Diamanten-Diebin machte, stolzierte er jetzt auch noch an den Gästen der Gala vorbei direkt auf mich zu.

Ich wischte mir die feuchten Hände an meinem roséfarbenen Abendkleid ab, warf die blonden Haare über die Schulter und tauschte die Schockstarre gegen Kampfgeist.

Das Kinn hoch erhoben blickte ich ihm entgegen.

Mit dem Champagnerglas in der Hand deutete er auf mich. »Guten Abend. Dürfte ich die Lady für einen Moment entführen?«

Mit diesen Worten schlug er den älteren Herren in die Flucht, der mich zwar belagert, aber irgendwie auch abgelenkt hatte. Ich würde ignorieren, wie gut Jason aussah, denn ich hatte vor, ihm sein Comeback mächtig zu vermiesen. Darauf konnte er sich gefasst machen.

Schließlich war *er* es, der uns ein angenehmes Wiedersehen unmöglich gemacht hatte. Und es war besser, ihn so weit wie möglich auf Abstand zu halten. Zudem durfte er unter keinen Umständen zwischen die Fronten geraten, inmitten derer ich mich befand. Wie war ich noch gleich in diese missliche Lage geraten?

KAPITEL 2



Endlich! 01:00 leuchtete mir in Rot entgegen. Seit Stunden starrte ich schon die digitale Uhr auf dem kleinen Tisch neben meinem Bett an und bewegte mich kaum. Schwester Anna hatte bei ihrem abendlichen Kontrollgang durch die Zimmer nichts bemerkt. Dabei war ich mir sicher, sie hatte übermenschliche Sinne.

Ob Liz wohl schon vor meiner Tür stand?

Das dunkel-bläuliche Licht, das uns der Mond in dieser Nacht zur Verfügung stellte, erhellte den kleinen Raum ausreichend. Dafür hatte ich gesorgt, indem ich die Vorhänge nicht wie üblicherweise zugezogen hatte. Zur Sicherheit würde ich die Lichtschalter also lieber nicht anrühren. Unnötige, ruckartige oder schnelle Bewegungen waren unbedingt zu vermeiden. Diese Dielen waren wie Judas aus der Bibelgeschichte, die uns Schwester Betty früher oft im Sonntagskreis vorgelesen hatte: Sie verrieten einfach jeden.

Ingeheim ahnte ich, dass das Heim absichtlich so hellhörig gebaut worden war. Das machte es den Schwestern um einiges leichter. Heute würde ich mich aber nicht erwischen lassen!

Das letzte Mal musste ich zur Strafe mittags beim Abwasch helfen, während die anderen ohne mich zum nahegelegenen Fußballplatz rannten. Hausarbeit war langweilig. Deshalb durfte auf keinen Fall jemand von unserem Streich erfahren.

Zugegeben, es war nicht nur das lange Wachbleiben, was mir eine Predigt eingebracht hatte. Sondern auch, dass ich Mike gerne Klopfstreiche spielte. Er hatte Angst vor Geistern. Ich konnte nicht widerstehen, nachdem er meinte im Fußball gegen uns gewonnen zu haben. Es war eindeutig ein Foul gewesen. Seine Reaktion auf das schlecht imitierte Spuken war zudem mehr als witzig. Aber fürs Erste waren wir quitt.

Heute mit Liz die Geburtstagstorte zu stehlen war mein Geschenk an sie. Sie war ziemlich scharf auf diesen Kuchen. Erst dachte ich, wir scherzten. Dann wurde aus einem Augenzwinkern die Umsetzung einer schlechten Idee.

Aber wie konnte ich ihr das an ihrem fünfzehnten Geburtstag auch abschlagen? Schon beim Abendessen hielten wir uns zurück und starteten damit die Vorbereitungen. Ziemlich kindisch. Aber das war unser Ding.

Ein leises Klopfen ertönte. Wenn es nicht Mike war,

der sich versuchte bei mir zu rächen, konnte es nur Liz sein.

Wie der Wind huschte ich über den Boden zur Tür. Die ließ sich glücklicherweise geräuschlos öffnen.

Liz lächelnde Augen erreichten meine und wir sparten uns jegliches Geflüster. Nicht nur, weil wir uns auch ohne Worte verstanden, sondern auch um unnötige Risiken zu vermeiden.

Sie war die blonde Version der Kriegerprinzessin Xena. Vielleicht nicht ganz so stark. Aber dafür so hübsch, dass ich mich oft davon abhalten musste, sie anzustarren. Ihre langen goldblonden Haare und ihr rosa Schlafshirt wirkten im Mondlicht fast blau. Es war dasselbe Licht wie in meinem Zimmer, das die Umrisse der Flurwände betonte und weiche Schatten warf, denen wir unhörbar folgten.

Da meine Tür am Ende des Flurs war, galt es erst an allen anderen Räumen vorbeizukommen, bevor wir in das untere Stockwerk und damit in die Küche vordringen konnten.

Liz steuerte die Wendeltreppe an. Eine der Stufen war bekannt dafür, das gequälteste Quietschgeräusch der Geschichte von sich zu geben. Aber unsere saubere Planung hatte das selbstverständlich miteinbezogen. Am Ende der Treppe angekommen, war es zur Küche nicht mehr allzu weit. Hier unten galt besondere Vorsicht.

Der Wohnraum von Oberschwester Anna lag direkt neben der Treppe. Knapp daran vorbei drehte ich mich zur

Küchentür und testete unser Glück. Verschlössen, wie erwartet. Ein Knarren ließ uns zusammenzucken.

Bitte nicht, flehte ich innerlich und sah in Liz' erschrockene Augen. Stille. Ein lautes, tiefes Schnarchgeräusch folgte. Ich unterdrückte ein Lachen und hörte Liz ebenfalls glucksen. Kichernd holte sie einen langen Draht hervor. Er war oben und unten entgegengesetzt und treppenartig gefalzt. Mit geschickten Bewegungen führte sie ihn durch den kaum vorhandenen Türspalt, zog das dünne Metall nach unten und nach vorne, bis es klackte. Stolz überkam mich, als ich gleich darauf meine Schulter gegen das dunkle Holz drückte und die kühle Raumlufte uns entgegenzog.

Auch wenn es ziemlich beeindruckend war, dass sie das konnte, ließ mich der Grund dafür einfach nur wütend werden. Sollte ihr ständig betrunkenener Vater doch in der Hölle schmoren.

Ich erinnerte mich noch daran, wie grün und blau sie war, als die Schwestern sie uns vor fünf Jahren vorstellten. Gut, dass ihr Vater einfach verschwunden war. Seither schien es ihr viel besser zu gehen. Jetzt musste nur noch ihre Mom wieder gesund werden. Ob sie dann aus dem Waisenhaus ausziehen und wieder bei ihrer Mom einziehen würde?

Ich sollte mich einfach glücklich schätzen im Heim aufgewachsen zu sein. Aber nicht zu wissen, wie es war, Mutter und Vater zu haben, war scheiße. Ich würde schon

gerne wissen, wer sie waren oder wie mein Leben ausgesehen hätte, wenn sie noch da wären. Fragen, die mir niemand beantworten konnte. Oder wollte. Auch nicht die Schwestern. Wie sie immer sagten: Es gab nur noch mich. Heulen und Fragen zu stellen würde mich auch nicht weiterbringen. Zumal Kinderheime in diesem Land, wie sie betonten, äußerst selten waren. Wir konnten froh sein, in dieser ländlichen Kleinstadt von Massachusetts ein Zuhause gefunden zu haben. Ich sollte mich also lieber nicht beschweren.

Wenn ich in drei Jahren mit achtzehn hier rauskam, würde ich vielleicht in das nicht weit entfernte Boston ziehen und eine eigene Familie gründen. Dann würde ich wissen, wie es war. Vor allem würde ich meine Kinder niemals verlassen oder schlagen. So viel stand fest.

Aber bis dahin war ich, wie Schwester Betty uns erklärte, der Kirche dankbar, die uns diese alte gezielte Villa vor 60 Jahren renoviert und gespendet hatte. Ohne diesen bunten Ort wüsste ich nicht, was aus mir geworden wäre.

Wir schlüpfen in die Küche, vorbei am großen Essbereich mit den drei großen, zusammengerückten Tischen, an denen wir täglich aßen.

Ich öffnete die Kühlkammer mit einem heftigen Ruck und erwiderte Liz' freches Grinsen, das im Licht der bedürftig herausstrahlenden Glühbirne verdammt unheimlich aussah.

Ich liebte das. Dieses Gefühl. Wir waren ein gutes Team.

Das Beste. Und manchmal war da dieser Moment, in dem wir uns ansahen und ich ein Kribbeln spürte. Es brachte mich dazu, sie küssen zu wollen. Aber ich ignorierte es. So wie in diesem Moment.

Wir würden sehen wie lange ich das noch schaffte.

Da stand er! Der süße Duft von Vanille und Zitrone erreichte meine Nase. Ein ganzes Blech Kuchen nur für uns.

Ich nahm das kalte, mit Kratzern übersäte Metall vom Vorratsregal und stellte es vor der Kühlkammer auf den Boden. Wieder von der Dunkelheit umhüllt, waren die Umrisse, die wir im nächtlichen Blau wahrnahmen, alles, was wir sehen mussten. Also ließen wir unsere Hintern auf den Holzboden plumpsen und machten uns über das Diebesgut her.

Geschirr zu verschmutzen und damit weitere Beweise zu hinterlassen, erschien uns unsinnig. Daher griffen wir mit den Händen hinein.

Liz mampfte wie ein kleines Kind. Wie sie sich beeilte und Mühe hatte, sich nicht das Shirt zu bekleckern, brachte mich zum Schmunzeln. Und ich war auch nicht besser. Beinahe hätte ich mich verschluckt. Das musste furchtbar aussehen. Wie alt waren wir? Sechs?

Nur wenige Minuten später saßen wir mit klebrigen Händen an die Wand gelehnt und starrten auf die letzten Krümel. Ich bekam kein weiteres Stück herunter. Kurz vorm Platzen presste ich die ersten Worte heraus, die ich in dieser Nacht zu ihr sagte: »Alles Gute zum Geburtstag.«

Zu sprechen tat schon fast weh.

»Danke«, flüsterte sie belustigt und hielt sich zufrieden den Bauch. Sie schenkte mir ihr Strahlen und ich glaubte, da hing noch etwas Torte in ihrem Gesicht. Ich wollte es ihr wegwischen, ließ es aber lieber bleiben. Das Gefühl, wenn ihre Haut meine berührte, ließ mich an meiner Selbstbeherrschung zweifeln. Besser ich stellte mich nicht auf die Probe.

»Was machen wir mit dem Blech und den Krümeln?«, flüsterte sie mir zu.

»Wir können es vor Mikes Zimmertür legen«, raunte ich zurück.

Nur ein Scherz. Mit Mike war ich schließlich quitt.

»Witzige Idee.« Sie sah nachdenklich zur Decke. »Lassen wir das Blech einfach hier und verteilen die Krümel vor seiner Zimmertür.«

Armer Mike. Jetzt hatte er wohl etwas bei mir gut. Ich quälte mich in den Stand und bot ihr die Hand an, um ihr aufzuhelfen.

Mit Kuchenkrümeln in den Fäusten machten wir uns auf den Weg in den ersten Stock. Die Türen lehnten wir nur an.

Unbeabsichtigt fielen mir beim Gehen ein paar Krümel auf die Treppe. Dafür strafte sie mich mit einem Augendrehen. Der Rest landete vor Mikes Zimmertür.

Sorry Kumpel. Ich weiß du bist mies im Fußball, aber ob du das verdient hast?

Nachdem wir uns auf der Toilette gründlich die Hände und das Gesicht gewaschen hatten, verabschiedeten wir uns mit Beleidigungen. Sie streckte die Zunge heraus, ich hob übertrieben verurteilend meine Brauen. Unauffällig verschwanden wir in unseren Zimmern.

Die Stille hatte das Haus zurück.

KAPITEL 3



U nser Streich war ein voller Erfolg gewesen. Obwohl der Kuchen immer noch schwer in meinem Magen lag und ich erst spät eingeschlafen war, fühlte ich mich frisch und aufgeweckt. Das Frühstück hätte ich gerne übersprungen, aber das wäre zu auffällig gewesen. Ich schluckte das schlechte Gewissen, das ich deswegen hatte, gemeinsam mit dem trockenen Toast herunter. Dabei warf ich an den Kindern um mich herum vorbei einen Blick über den langen Esstisch. Jason grinste mir über den Rand des mit Erdnussbutter beschmierten Toasts gequält entgegen. Von Mike keine Spur.

Was den Kuchen betraf, war ich enthusiastisch geworden. Vielleicht war die Aktion etwas übertrieben und vor allem kindisch gewesen. Aber sie hatte mir eine gute Sache gezeigt: Jason war für mich da. Er gab mir immer das Gefühl, wir spielten im selben Team.

In seiner Nähe spürte ich dieses Hüpfen in meiner

Magengegend, das selbst nachdem er den Raum verließ, immer noch allgegenwärtig blieb. Ich wusste, ich konnte ihm alles anvertrauen, was mich beschäftigte. Das mit meiner Mom zum Beispiel. Aber noch viel mehr verstand er es, mich von allem abzulenken, was mich zum Verzweifeln brachte.

Weinen oder jammern hatte ich ihn noch nie gesehen. Er war immer so gelassen und positiv, fast als belastete ihn nichts.

Dabei hatte Schwester Anna mir erzählt, dass er oft heftige Albträume hatte und nächtelang wach lag.

Das Heim und die Menschen hier, waren alles, was er hatte. Ein friedlicher Ort, an dem es fast nie Streit gab. Ganz im Gegenteil zu dem, was ich von zu Hause gewohnt war. Wobei es keine Konflikte mehr gab, seit Dad sich aus dem Staub gemacht hatte. Aber die Erinnerungen daran, hafteten an jedem Spielzeug, jedem Buch und allem, was sich in seinem unmittelbaren Umfeld befunden hatte. Deshalb war ich froh, dass Mom die Wohnung Monate nach Dads Verschwinden aufgegeben und einiges verkauft hatte, um Geld für die Krankenhausrechnungen aufzutreiben. Und da sie ohnehin die meiste Zeit im Krankenhaus war und ich unser Zuhause sowieso hasste, hatte die Wohnung keinen Nutzen mehr für uns.

Ich hatte Glück, dass so kurzfristig keine Pflegefamilie für mich gefunden wurde. So war ich vorübergehend hier

gelandet und hatte Jason kennengelernt. Das Angebot hier einzuziehen, war ein Lichtblick in einem langen, dunklen Tunnel gewesen. Schließlich war es untypisch trotz lebender Elternteile in einem Kinderheim zu leben.

Die drei Schwestern waren zwar streng, aber es ist trotzdem mein Lieblingsort geworden. Das Heim lag in der Nähe meiner High School und nur wenige Minuten mit dem Bus vom Krankenhaus entfernt, sodass ich Mom jederzeit besuchen konnte. Und es war schön sich den Schulweg mit Jason und den anderen Heimbewohnerinnen und -bewohnern zu teilen.

Nachdem mir die Schwestern und auch die anderen 19 Kinder ein Geburtstagsständchen gesungen hatten, versammelten wir uns auf der großen Wiese vor dem Haus und suchten Holz für ein Lagerfeuer zusammen. Mike wurde aufgrund der Beweislage zum Abwaschen verdonnert. Ein Jammer, dass uns das zusätzlich auf den Magen drückte, sodass wir ihm zur Verwunderung aller, mit einem von Reue erfüllten Lächeln zur Hand gingen.

Da es am Nachmittag keinen Kuchen mehr gab, verteilten die Schwestern Süßigkeiten. Jason und ich tauschten, über den, durch unseren Plan ergatterten doppelten Gewinn, stolze Blicke aus.

Das Wetter war wundervoll. Ein angenehmer Frühlingstag.

Keine Jacke zu tragen fühlte sich wie Freiheit an.

Ich beteiligte mich an ein paar Runden Federball. Andere eröffneten einen Frisbee-Wettbewerb. Wer am weitesten warf, wurde mit Lob überhäuft. Aber die Zeit rannte am schnellsten, wenn es am schönsten war. Das wurde mir erst klar, als die Sonne schon halb hinter den Bäumen stand und lange Schatten die Wiese wie ein Muster bedeckten.

Es dauerte nicht mehr lange, bis der dunkelblaue Himmel mit den blinkenden Sternen heller war als die Umgebung. Die aufsteigende Hitze des Lagerfeuers brannte angenehm auf meinem Gesicht. Alle unterhielten sich kreuz und quer, lachten und alberten.

Wenn wir am nächsten Tag keinen Schulunterricht hatten, wurden die Geburtstage immer etwas länger gefeiert. Selbst die Jüngsten durften dann noch bis spät abends aufbleiben. Die Grillen zirpten und übertönten damit die im Laufe des Abends immer leiser werdenden Gespräche. Vom lodernden Feuer war nur noch die knisternde Glut übrig und die flimmernde Hitze wurde von der kühl-aufsteigenden Nachtluft verdrängt. Unsere Gruppe, die auf umgestürzten Baumstämmen um die Feuerstelle saß, wurde kleiner und rückte immer mehr zusammen. Mit warmen Händen rieb ich mir die freiliegenden Arme, als ich auf einmal spürte, wie Stoff sich um meine Schultern schmiegte. Ein Blick zur Seite und ich ahnte schon: Es war Jason, der mir einen vielsagenden Blick zuwarf. Diese Anziehungskraft zwischen uns, das Bedürfnis meine

Hand mit seiner zu verschränken und mich an ihn zu lehnen, schob ich beiseite.

Stattdessen fixierte ich die Stille und Magie des Moments. Mich überkam der Wunsch, Mom wäre hier. *Das* hätte den Tag für mich restlos perfekt gemacht.

Allmählich ermahnten uns die Schwestern auf unsere Zimmer zu gehen. Ich rappelte mich auf und suchte schon mal die Frisbees und Federbälle zusammen, die ich noch finden konnte, um sie in die Kiste neben dem Hauseingang zu schmeißen, als Wärme meine Hand ummantelte. Ein sanfter Druck. Jason zog mich zur Seite, hinter das Gebäude, tiefer in das Schwarz, dorthin, wo das Gras höher stand.

Mein Verdutzen wandelte sich in ein Kichern.

»Wohin führst du mich?«

Wir blieben stehen. Immer noch meine Hand haltend stand er mir gegenüber. Ich konnte ihn nur in schwachen, dunklen Blautönen erkennen. Mein Lächeln verflog, denn er wirkte auf einmal so ernst.

»Liz, hör zu. Du bist toll und ich weiß nicht, ob das der richtige Moment ist ... aber es fühlt sich richtig an.«

War alles in Ordnung?

Er rieb sich den Hinterkopf, als wäre er nervös. Mit einem suchenden Blick in die Ferne und dann zurück zu mir kam er noch einen letzten, möglichen Schritt auf mich zu. »Ich hab' ständig das Gefühl, in deiner Nähe sein zu wollen und ich ...«, er zögerte. »Ich will mehr als nur

Freundschaft mit dir.«

Unsere Gesichter waren nur wenige Zentimeter voneinander entfernt. Ich konnte seinen Atem auf meiner Haut spüren. Er roch nach Lagerfeuer und nach zu Hause. Das Hüpfen in meinem Bauch übermannte alle meine Körperfunktionen. Auch die Kontrolle über meine Lippen, die versuchten Worte zu formen, aber keinen Ton hervorbrachten. Er fühlte also genauso wie ich. Ich konnte ihm ansehen, dass er meine Antwort ersehnte, auch wenn er keine Frage gestellt hatte.

»Ich will das auch«, brachte ich endlich hervor.

Erleichtert fuhr er sich durchs Gesicht. Dann nahm er mich in seine Arme. Ich umfasste seinen Oberkörper und hielt mich an ihm fest. Sein Herz pochte an meinem Ohr. Sich von ihm zu lösen gestattete ich mir nur, um noch einen Schritt weiterzugehen. Mit geschlossenen Augen ließ ich mich von der magnetischen Anziehung leiten.

Auch er kam mir näher. Unsere Lippen berührten sich. Er schmeckte weich, nach Wärme und Geborgenheit. Seine Hände stützten meinen Körper, der vergaß das Gleichgewicht zu halten. Mein Herz schien abzuheben. Als er den Kuss stoppte und wir uns langsam voneinander lösten, spürte ich sofortige Entzugserscheinungen.

Er trat zurück, betrachtete mich, strich mit der Hand an meiner Wange entlang. Ich neigte meinen Kopf und folgte seiner zarten Berührung.

In diesem Augenblick war ich mir sicher, hatte er die

Zeit für uns angehalten. Doch Schwester Bettys Ruf reichte bis hinters Haus und zog uns in die Realität zurück. Wir sollten auf unsere Zimmer gehen.

Meine Hand in seiner folgte ich seinen Schritten zurück zum Eingang. Sein Griff war beschützend. Fast besitzergreifend.

Kurz versicherte er sich, dass uns niemand um die Ecke kommen sah. Schwester Betty hatte zum Glück nicht auf uns gewartet. Dann schlüpfen wir zur Tür hinein. Im ersten Stock lösten wir unsere miteinander verschränkten Finger. Links den Gang entlang war das Licht bereits gelöscht. Die Türen der Mehrbettzimmer der Jüngsten waren geschlossen. Wir bogen nach rechts und suchten unsere Einzelzimmer auf, was mir seltsam vorkam. Zu gerne wäre ich heute Nacht bei ihm geblieben. Stattdessen blieb ich vor meiner Zimmertür am Anfang des Ganges stehen und starrte ihm hoffnungsvoll nach. Er drehte sich noch ein letztes Mal um und schenkte mir ein Lächeln, bevor die Tür am Ende des Ganges ins Schloss fiel.

Das war das erste Mal gewesen, dass wir uns zum Abschied keine albernen Gesten vorgemacht hatten.



Am nächsten Morgen weckten mich durch den Flurgang schallende Kinderstimmen. Aufregung machte sich

in mir breit. Ich kämmte eilig meine Haare, putzte mir die Zähne, zog ein paar Teile aus dem Kleiderschrank und gab einer Schwester Bescheid. Heute besuchte ich meine Mom.

An der Haustür begegneten mir Melanie und Kim, die über eine plötzliche Adoption tuschelten. Ziemlich ungewöhnlich. Normalerweise gab es mehrere Hausbesuche, bevor es zur Adoption kam. Und in letzter Zeit war es ruhig um das Heim geworden. Neue Eltern wurden immer gründlich geprüft. Es gab Probezeiten, in der das Kind und die Eltern die Situation kennenlernen konnten, bevor eine so wichtige Entscheidung fiel.

Mit der Hand am Türgriff hielt ich kurz inne und lauschte, aber da beide keine nützlichen Informationen lieferten, trat ich in die lauwarme Mittagsluft.

In der Regel waren es die Jüngeren, die noch eine Chance hatten, in eine neue Familie aufgenommen zu werden. Sie hatten sich noch an keine festen Abläufe gewöhnt. Außerdem wollten Paare meist lieber ein Baby oder ein Kleinkind adoptieren. Ich war gespannt, wer der Jüngeren solch ein Glück hatte, und würde ihn oder sie nach meiner Rückkehr beglückwünschen.

Die wenigen Meter zur Bushaltestelle begleitete mich das Zwitschern der Vögel. Der Wind kitzelte die Baumkronen und ließ ein Rascheln durch die Wälder ziehen, bevor ich in den halbleeren Bus stieg.

Es war immer schön, Zeit mit Mom zu verbringen. Ich

erzählte ihr von meinen wöchentlichen Erlebnissen und sie mir von ihren. Seit Dad verschwunden war und sie in ein Krankenhaus eingeliefert wurde, war sie viel gesprächiger und entspannter geworden. Es hatte also auch seine guten Seiten. Ich musste nicht mehr miterleben, wie sie sich stritten, und es gab Wackelpudding, den die Krankenschwester schon immer bereitstellte, sobald sie mich sah.

Dad hatte ich nun schon seit zwei Jahren nicht mehr gesehen.

Es war ungewohnt gewesen, ihn nicht mehr um mich zu haben. Ich verabscheute ihn natürlich für das, was er mir und Mom angetan hatte. Andererseits würde ich auch zu gern wissen, wo er nun schlief und ob er immer noch trank. Wir sprachen nicht oft über ihn.

»Das ginge uns nichts mehr an«, hatte sie gesagt.

Es war ein Gefühl von Erleichterung, aber auch das Gefühl ihn für immer verloren zu haben. Vielleicht würde ich ihn nie wieder sehen.

Und dabei war es nicht immer so schlimm gewesen. Wir hatten auch gute Zeiten erlebt. Auch, wenn sie mit den Jahren immer seltener wurden ...

Jene Abende, an denen er von der Arbeit nach Hause kam und seine Aggressionen an uns ausließ, waren vorbei. Die Tage, an denen er zur Flasche griff und etwas im Haus zertrümmerte, waren auch die Tage, an denen er Mom schlug. Meist, weil sie mich vor ihm beschützt hatte.

Eines Morgens war es die Glasvitrine in unserem

Wohnzimmer gewesen, an einem anderen Nachmittag meine Barbiepuppe. Er hatte alles zerstört, was er in die Finger bekam, völlig gleichgültig, ob es materieller Natur war oder nicht.

Ich trug einige Narben davon, die nie verblassen würden. Genau wie Mom.

Doch die Innerlichen waren tausendmal schlimmer.

Die Angst, nach der Schule nach Hause zu kommen, zu sehen wie Mom weinte oder das Verstecken meiner Lieblingsspielsachen: All das gehörte nun der Vergangenheit an.

Mom und ich wollten einen Neuanfang wagen.

Doch dann kam sie ins Krankenhaus. In das Gleiche, das ich seitdem schon so oft betreten hatte.

Ich ging durch die große Eingangstür, vorbei am Empfang und grüßte Ms. Bernard, die am Tresen stand und mir freundlich zuwinkte. Sofort stieg mir der stechende Geruch von Desinfektionsmittel in die Nase, nach dem ich durch meine vielen Besuche ein wenig süchtig geworden war.

Ich ließ die Wuselnden und Wartenden hinter mir und hastete in den Aufzug. Im dritten Stock angekommen, ging ich an einigen Türen vorbei, bis ich schließlich vor Moms Zimmer stand.

Aktuell lag sie hier allein. Ihre Zimmergenossin war letzte Woche entlassen worden. Ich klopfte, öffnete die Tür und trat ein. Eine ältere Dame blinzelte mir entgegen.

Mein Gesicht musste mindestens genauso verwirrt aussehen, wie ihres.

»O, entschuldigen Sie bitte, ich muss mich im Zimmer geirrt haben.«

Vorsichtig schloss ich die Tür und prüfte, ob ich im richtigen Stockwerk war. Und das war ich. Seltsam. Hatten sie Mom etwa verlegt? Mit dem Aufzug fuhr ich erneut ins Erdgeschoss und eilte auf den Empfang zu.

»Ms. Bernard?« Ihre Augenbrauen schossen in die Höhe und ihr beschäftigter Gesichtsausdruck wurde sonnig warm.

»Hallo Liz.«

»Wurde Mom verlegt? Sie liegt nicht auf ihrem Zimmer.«

Sie zog ihre Lesebrille vom Kopf und setzte sie sich auf die Nase. »Moment, ich schaue mal nach.« Ihre Finger tippten etwas auf der Tastatur, dabei sah sie konzentriert in den Bildschirm. Als sie mich wieder ansah, wirkte sie irgendwie anders. Immer noch freundlich, aber anders.

»Sie wurde auf die Palliativstation verlegt. Im Erdgeschoss. Zimmer 23.«

Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete. Möglicherweise hatten sie ihre Therapie angepasst. »Moment, ich bringe dich hin.«

Schweigend folgte ich ihr nach links an der Cafeteria vorbei einen Gang entlang. Wir gingen an einer Terrassentür vorbei, die Zugang zu einem kleinen Garten bot. Als

wir ganz in der Nähe am Türrahmen stehen blieben, deutete sie mir mit der Hand an, den Raum zu betreten, und verabschiedete sich mit einem liebevollen Lächeln. Wow, das neue Zimmer war viel hübscher als das alte. Hier lag Laminat und die Möbel, sogar das Bett, hatten eine Holzoptik. Es sah aus, wie ein Zuhause. Auf dem Tisch standen rote Blumen, die Wände waren in einem fröhlichen Gelb gestrichen und die Bettwäsche war hellgrün. Wirklich schön. Warm und gemütlich.

Ich hatte heute vorgehabt, das normalerweise triste Krankenzimmer mit Freude zu füllen. Eben genau wie Jason. Er schaffte es einfach immer die dunklen Nischen in meinem Herzen zu erhellen. Aber offenbar hatte Mom das gar nicht nötig. Ich freute mich für sie.

Da sie in Gedanken versunken schien, klopfte ich gegen den Türrahmen, bevor ich eintrat.

»Hi, Mom«, flüsterte ich. Sie wirkte etwas verschlafen.

Ihr Krebs verlangte uns einiges ab. Manchmal ging es ihr schlechter, an anderen Tagen hatten wir die Hoffnung, dass sie schon übermorgen wieder gesund sein würde. Offenbar ging es ihr plötzlich viel besser, denn in ihrem neuen Zimmer gab es keinerlei Geräte. Kein Beatmungsgerät, kein Monitor, nichts. Lediglich einen Notfallknopf, der am Bettgalgen über ihr hing.

Sie drehte den Kopf und lächelte mich aus dem Krankbett heraus an.

»Alles Gute zum Geburtstag mein Schatz.« Dabei setz-

te sie sich nicht wie gewohnt auf, um mich zu begrüßen.

»Wie geht es dir?«

»Danke. Mir geht's gut. Wir haben gestern gegrillt und es gab jede Menge Kuchen.«

»Das klingt nach einem wunderschönen Tag. Tut mir leid, dass ich nicht dabei sein konnte.« Ihre Mundwinkel hoben sich kurz an. Der traurige Ausdruck in ihren Augen wandelte sich, als sie mit einer Kopfbewegung auf ihr Betttischchen deutete.

»Öffne die oberste Schublade. Ich hab' ein Geschenk für dich.« Sie drückte sich in eine Sitzposition hoch. Ihr Gesicht war dabei mühsam verzogen und wirkte, im hereinstrahlenden Licht der Mittagssonne, blasser als sonst. Komisch, ich dachte, ihr würde es schon besser gehen.

Das Geschenk war klein, viereckig und in buntem Geschenkpapier aufwendig zurechtgemacht. Ich quietschte und warf mich auf ihr Bett, um sofort mit dem Auspacken zu beginnen. Die Klebestreifen waren störrisch. Das schöne Papier einfach aufzureißen hätte kindisch gewirkt. Außerdem wollte ich die Verpackung und die Situation angemessen wertschätzen. Also zügelte ich mich und ließ es, so gut es ging, heil. Ich legte die ganze Dekoration beiseite und begutachtete eine kleine Schatulle.

Mom lächelte breit. In ihrer Nase steckten keinerlei Schläuche, die ihr, wie sonst, beim Atmen halfen. Ohne sah sie so viel lebendiger aus.

Nur für den Fall, dass die Schatulle selbst das Geschenk war, ließ ich mir auch dabei Zeit. Ich warf Mom einen neugierigen Blick zu, bevor ich den Deckel mit zwei Fingern anhub. Eine Kette, mit einem kleinen schlichten silbernen Herz als Anhänger, glitzerte mir entgegen. Sie war wunderschön. Ich nahm sie in die Hand, um sie an Mom zu übergeben, die mit beiden Händen nach den Enden griff. Mit dem Rücken zu ihr gedreht, hielt ich inne. Das kühle Silber wurde schon nach kurzer Zeit warm. Spätestens als ich mit der Hand danach tastete und den Anhänger in die Mitte rückte. Sie passte perfekt.

»Die Kette ist toll! Danke Mom«, drehte ich mich zu ihr und umklammerte sie wie ein Äffchen. Unser Lachen erfüllte den Raum. Ihr Kichern hingegen mündete in ein erschöpftes Röcheln. »Du siehst wunderhübsch aus«, krächzte sie und tätschelte meinen Kopf. Sie schien glücklich. Doch ich sah noch etwas anderes in ihren Augen, das sie zu verbergen versuchte. Besorgnis etwa?

Ich wollte sie fragen, was es mit dem neuen Zimmer auf sich hatte, aber sie schien noch etwas hinzufügen zu wollen.

»Hör zu, Kleines. Ich habe noch ein Geschenk für dich.«

Ich blinzelte. »Noch eins?«

»Erinnerst du dich noch daran, wie ich dir letzte Woche von Isabelle erzählt habe?«

Ich nickte, gespannt auf das, was sie zu sagen hatte.

Moms alte Schulfreundin hatte einen ihrer seltenen

Besuche bereits letzte Woche angekündigt. War das etwa heute?

»Es ist nicht leicht. Für keinen von uns.« Sie atmete schwer und auf ihrer Stimme lag das Gewicht von einer Tonne Steine. Sie wollte es vor mir verbergen. Das entging mir nicht, denn sie sah auf ihre Bettdecke. Ich schluckte.

Bitte lass es nichts Schlimmes sein. Nicht so kurz nach meinem Geburtstag.

»Mir geht es nicht so gut zurzeit.« Ein Schock durchfuhr mich und ließ mein Blut für kurze Zeit gefrieren. Hatte ich die Situation mit dem Zimmer falsch eingeschätzt? Sie pausierte und nahm einen lautvollen Atemzug. So viel zu sprechen fiel ihr offenbar schwer. »Ich weiß, es mag ein riesen Schritt sein, aber Isabelle hat angeboten, dass du zu ihnen nach Miami ziehen könntest. Sie haben ein großes Haus. Du hast gute Noten. Du könntest dort ein College besuchen, an einer Universität studieren. Sie würden dich finanziell unterstützen und ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Warte mal Mom. Was meinst du? Meinst du etwa, ich soll von hier weggehen?«

Sie nickte und starrte dabei für kurze Zeit ins Leere, bevor unsere Blicke sich erneut trafen.

»Ich weiß, das kommt jetzt etwas überraschend, aber lass es dir doch erst einmal durch den Kopf gehen.«

»Und was soll aus *dir* werden Mom?« Tränen stiegen in meine Augen, ich stand auf und meine Stimme wurde lauter. »Auf keinen Fall! Ich gehe auf keinen Fall zu ihr in

ihr reiches und blödes Haus in Miami. Ich kenne sie doch überhaupt gar nicht! Außerdem lass ich dich hier nicht allein!«

Moms Augen glänzten. Sie war kurz davor zu weinen. Es fiel ihr eindeutig nicht leicht, mir diesen Vorschlag gemacht zu haben.

»Hör zu.« Sie klopfte mit der Hand auf den Platz neben sich im Bett. Wider der aufkommenden Unruhe, die mich aufforderte, auf und ab zu laufen, setzte ich mich auf die weiche Matratze.

Wie konnte sie nur denken, dass ich sie in dieser Situation allein lassen würde? Sie brauchte mich. Und ich ... ich brauchte sie.

»Ich weiß, dass wir heute deinen Geburtstag nachfeiern, und der Zeitpunkt tut mir leid. Wenn ich könnte, hätte ich es dir auch erst später gesagt.« Erschöpft ließ sie die Schultern hängen. Ihre Brust hob und senkte sich, wie nach einem Marathon. »Aber – du musst dich mit deiner Entscheidung beeilen. Ich kann nicht mehr länger warten.«

Abrupt drehte ich mich zu ihr und versuchte, zu verstehen, was sie mir sagen wollte. Sollte das etwa heißen ...?

»Mom, heißt das ...?«

Mir wurde schlecht. Sofort liefen mir Tränen übers Gesicht.

»Wie lange noch?«

Sie legte einen Arm um meine Schultern und führte meinen Kopf sanft an ihre Brust. Ich spürte ihre tröstliche

Wärme, doch konnte nicht aufhören zu weinen. Der Schmerz des Verlustes baute einen Druck in mir auf, der sich bis hoch in meine Kehle drückte und meine Übelkeit verstärkte.

»Vielleicht noch ein paar Tage«, sagte sie leise resignierend. Aber sie verlor keine Träne. Sie war stark und ich spürte, wie sie all ihre Kraft nutzte, um mich zusammenzuhalten. Wie ihre Sorge *mir* galt, anstatt *ibr*, die im Sterben lag. Über den schlimmsten Fall hatten wir schon ein paar Mal gesprochen, aber ich hasste dieses Thema, genau wie sie. Wir mieden es und investierten all unsere Hoffnungen in ihre Genesung. Und ich dachte wirklich, sie würde es schaffen und demnächst gesund werden. Aber das war offensichtlich dumm gewesen.

Sie würde mich verlassen.

Ich weinte und weinte, und so, wie ich fühlte, immer schwächer zu werden, spürte ich auch den Groll in mir. Ich wollte einen Schuldigen. Jemanden, den ich beschimpfen durfte und der all meine Wut rechtfertigte. Wie konnte mir das Leben das nur antun? Ich hatte meinen Dad doch schon verloren, jetzt auch noch Mom. Überwältigende Einsamkeit legte sich um mich. Als würde mir der Boden unter den Füßen genommen, ertrank ich in einem Meer aus Verzweiflung und Hilflosigkeit.

Instinktiv griff ich nach dem Herzanhänger zwischen meinen Schlüsselbeinen und hielt mich an ihm fest. Es war das Letzte, was Mom mir gegeben hatte. Ihr Herz.

»Ich werde immer bei dir sein, mein Schatz. Vergiss das nicht.«

Am Ende des Satzes versagte ihre Stimme.



Nachdem ich noch eine gefühlte Ewigkeit in ihren Armen geweint hatte, war die Sonne bereits untergegangen. Die Idee, die womöglich letzte Nacht bei ihr im Krankenhaus zu verbringen, konnte mir niemand ausreden. Die Krankenschwestern riefen im Waisenhaus an, um Bescheid zu sagen. Sie brachten mir ein Bett, das ich neben Moms stellte, um ihr so nah wie möglich zu sein. Wir aßen gemeinsam Wackelpudding. Herunter bekam ich aber kaum etwas.

Mom wirkte, als hätte sie sich längst damit abgefunden. Sie war so friedvoll.

Weil ich vorhin so viel geweint hatte und kaum noch Tränen übrig waren, sprachen wir noch mal über Isabelle. Sie würde mich adoptieren. Bei diesem Gedanken bekam ich schon wieder einen Kloß im Hals. Ich dachte an Kim und Melanie, die heute Mittag über eine spontane Adoption gesprochen hatten. Das war dann wohl meine gewesen.

Da meine Mom noch lebte und in diesem Fall also noch ein Teil des Sorgerechts bei ihr lag, konnte die Adoption umso schneller vonstattengehen.

Ein Arzt betrat das Zimmer und las konzentriert in Moms Unterlagen. Er blickte erst sie an, dann mich. Ein wissentliches Nicken und ein letzter Blick zu Mom und er verließ das Zimmer.

Sie hatte mir gebeichtet, dass normalerweise der Arzt das Gespräch mit den Angehörigen suchte und sie über die verbliebenen Tage, Wochen oder Monate informierte, die dem Patienten oder der Patientin noch blieben. Sie wusste es schon seit letzter Woche und hatte mit dem Doktor vereinbart, es mir selbst zu erzählen. Aber weil sie mir die Geburtstagsfeier im Heim nicht vermiesen wollte, hatte sie es erstmal für sich behalten. Nun lag sie seit kurzer Zeit in diesem neuen Zimmer, hatte sich aufgrund des Unvermeidlichen gegen eine weitere Therapie entschieden und bekam nur noch Medikamente, die ihre Symptome betäubten.

Nach einigen Stunden, die wir nebeneinanderlagen und über alles redeten, was nicht mit dem Thema Krankheit und Tod zu tun hatte, hatte ich die Tragik der Situation sogar ein wenig verdrängt.

Wir lachten, als ich ihr erzählte wie Jason und ich die Kuchenkrümel vor Mikes Zimmertür verteilten.

Nur die Tatsache, dass ich im Krankenhaus schlief, erinnerte mich daran, Mom schon bald nie wieder sehen zu können.

Als ich das Licht ausknipste, weil Mom immer schwächer wurde, küsste sie mich auf die Stirn.

»Schätzchen, ich möchte, dass du dir eines merkst.« Ihr Luftholen, wurde durch ein Husten unterbrochen. Ich wartete einen Augenblick, damit sie Zeit hatte sich zu beruhigen. Aber es kam mir ewig vor, also richtete ich mich auf, um das Licht anzuknipsen. Sie saß vornübergebeugt, hielt sich die Hand vor den Mund, drehte sich weg, um mich davor zu schützen, sie so zu sehen. Als könnte diese Geste verstecken, was ich längst wusste. Meine Sorge wandelte sich in Panik, brachte meinen Puls in die Höhe. Sie konnte sich nur schwer beruhigen. War es etwa schon so weit? Ich war noch nicht bereit, sie zu verlieren. Sollte ich den Notrufknopf drücken? Ich streckte mich danach, doch bevor ich Hilfe rufen konnte, hielt mich ihre samtige Hand sanft am Arm. Sie hatte den Kampf für diesen Moment gewonnen, sodass sich mein verkrampfter Körper etwas entspannte. »Egal, was passiert ...«, röchelte sie. »Ich werde immer bei dir sein.« Das sagte sie bereits heute Mittag, aber es klang nach einem schwachen Trost. Ich brauchte sie hier. Bei mir. »Du bist stark, wunderhübsch und gutmütig. Ich bin stolz auf dich. Vergiss das nie.«

Ein kalter Schauer rann meine Wirbelsäule entlang und ließ meinen Körper erzittern, während ich mich wieder in die Laken sinken ließ. Die zurückgehaltene Trauer verstopfte meinen Hals und machte mich sprachlos. Ich liebte sie so sehr. Aber was konnte ich schon sagen, dass auch nur ansatzweise andeutete, was ich tief in mir für sie empfand.

»Gute Nacht mein Schatz.« Sogar ihr Flüstern klang

krächzend und rau. »Ich liebe dich.«

»Danke, Mom«, flüsterte ich. Zu Sprechen bat all den Emotionen, die mich plagten zu viel Luft. Und sie sollten vergehen, bevor ich sie fühlen konnte. Denn sollten sie die Welt erblicken, würden sie mich vollkommen einnehmen und nie mehr gehen lassen. »Ich liebe dich auch, Mom.« Dann versagte meine Stimme.

Selbst als schon einige Zeit vergangen war, bekam ich immer noch kein Auge zu. Ich konnte nur daran denken, wie alles in meinem Leben plötzlich kopfstand. Wie sollte das alles nun ablaufen, so ohne Mom, ohne Dad, ohne meine Freunde? Ich weinte noch einige Zeit, leise, um sie nicht zu stören, bis ich schließlich einschlief.



Am nächsten Morgen wachte ich durch die Geräusche auf, die das Krankenhausleben mit sich brachte. Geklapper, leise Gespräche, irgendwo klingelte ein Telefon. Ich öffnete die Augen und schaute zu Mom. Sie sah anders aus. Noch blasser als gestern. Ihre Hand fühlte sich ungewohnt kühl an.

Ich flüsterte: »Mom?«, keine Reaktion.

Ich schüttelte sie leicht. »Mom?«

Immer noch keine Reaktion.

Ich schrie: »Mom?«

Schnell griff ich zur Notfallklingel und betätigte mit zitternden Händen den Knopf.

»Mom! Ich habe einen Arzt gerufen. Halte durch!« Meine Worte gingen in ein Weinen über. Es sprudelte flehend über meine Lippen.

Der Doktor und eine Schwester eilten ins Zimmer.

Ich schrie erneut nach ihr, doch sie reagierte immer noch nicht.

Regungslos starrte ich den Arzt an, der ihre Vitalzeichen prüfte und etwas auf dem Klemmbrett notierte.

Daraufhin warf ich mich auf sie, um sie so fest zu umarmen, wie ich konnte. Als würde die Liebe, die ich für sie empfand, sie aufwecken. Vielleicht brauchte sie nur Hilfe. Möglicherweise war es noch nicht zu spät. Ich konnte nicht fassen, dass sie völlig regungslos dalag und niemand etwas dagegen unternahm. »Wieso helfen Sie ihr nicht? Bitte ... jemand muss ihr helfen.«

Die Schwester packte mich an den Schultern, zog mich von Mom weg und führte mich mit sich in den Gang. Zitternd und durcheinander griff ich mir fassungslos in den vom Liegen verwuschelten Zopf. Was sollte ich jetzt bloß tun? Mom, komm zurück. Lass mich nicht allein.

Der Arzt kam auf mich zugelaufen, blieb vor mir stehen und legte mir seine Hand an die Schulter.

»Ich kann mir vorstellen, wie sehr dir das jetzt weh tut, aber deine Mom ist heute Nacht verstorben.« Seine Augen waren trocken, aber er wirkte dennoch mitfühlend. »Mein

Beileid.«

Diese endgültige Einschätzung brach einen Damm in mir, sodass die Trauer durch meinen gesamten Körper fuhr und ich fürchtete, noch hier und jetzt zusammenzubrechen. Meine Beine drohten nachzugeben, so sehr weinte ich.

Die Schwester ging in die Hocke, hielt mich stützend am Arm und sah mir tief in die Augen. »Es ist schwer, jemanden gehen zu lassen. Trotzdem wird alles wieder gut.«

»Alles wird gut?«, blaffte ich sie mit entsetzter Miene und tränennassem Gesicht an. »Meine Mom ist neben mir gestorben und Sie sagen, alles würde gut werden?« Erneut weinte ich. Darüber, dass sie keine Ahnung hatten, wie es war, seine Mutter zu verlieren und völlig allein zu bleiben. Meine Mom war fort. Sie würde nie mehr wiederkommen.

Die Schwester rückte beiseite, sodass sich jetzt der Arzt zu mir beugte. Er umfasste meine Schultern, schüttelte mich sanft, was meine Gedanken kurzzeitig zerstreute. »Es war ihr ausdrücklicher Wunsch gewesen«, sagte er ruhig, aber mit bestimmter Stimme. »Sie hat uns vor einigen Tagen gebeten, sie von allen Maschinen zu entfernen, um ihre letzten Stunden mit dir in Normalität verbringen zu können.«

»Aber ... aber sie meinte doch, sie hätte noch ein paar Tage.«

Der Arzt blickte kurz zur Schwester. »Sie hat dir das

wahrscheinlich gesagt, weil sie wusste, du würdest sonst niemals einschlafen. Ihr letzter Wille war, dass du die schönen Momente in Erinnerung behältst.«

Alles, an was ich in diesem Moment denken konnte, war an ihren Tod? Wie sollte das an mir vorbeigehen? Glaubte sie, unwissend neben ihrem leblosen Körper aufzuwachen, war besser, als es mir vorher zu sagen? Ich verstand die Welt nicht mehr. Wieso akzeptierten alle, dass sie mich einfach verlassen hatte?

Der Doktor verstaute seinen Kulli in der Kitteltasche. »Du darfst das deiner Mom nicht übelnehmen. Nimm bitte deine Sachen und warte draußen. Die Krankenschwestern werden dafür sorgen, dass du abgeholt wirst.« Er zeigte Richtung Empfang.

Ich hielt kurz inne. Dann ging ich an ihm vorbei. Das musste ein Albtraum sein, aus dem ich gleich wieder aufwachen würde. Im Gang begann ich zu rennen. Wach auf. Ich wollte hier raus. Das konnte nicht die Realität sein. Eine Krankenschwester versuchte, nach mir zu greifen, aber ich riss mich von ihr los. Als ich endlich den Ausgang erreichte, sprintete ich mir all die Wut und die Trauer von der Seele. Aber es war unmöglich. Mein Herz zerriss in tausend Stücke. Mom, Wo bist du? Wieso hast du mich allein gelassen?

Mein Inneres kreischte. Die Welt um mich herum verschwamm. Kurz verlor ich die Orientierung und musste langsamer gehen, um meinen Tränen Luft zu geben. Als

ich das Waisenhaus erreichte, fühlten sich meine Beine schwer an. Meine Lunge brannte.

Am Eingang kam mir Schwester Anna entgegen, die mich kurz in den Arm nahm. Ich vergrub mich in ihrer Kluft und weinte bitterlich. Erst als meine Beine nicht mehr nachgaben, begleitete sie mich hinein. Ich hielt mich an ihrem Ärmel fest, da ich kaum fähig war, mich selbst zu tragen.

Im Augenwinkel glaubte ich die Oberschwester in ihrem Büro erleichtert aufatmen zu sehen. Sie bestätigte meine Ankunft und legte den Telefonhörer auf. Ich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war.

Anstatt mich in mein Zimmer zurückzuziehen, schleppte ich mich immer noch weinend, zu Jasons Zimmer. Ohne anzuklopfen, öffnete ich die Tür und ... der Raum war leer.

Er hätte auf seinem Zimmer sein sollen. Er hätte da sein sollen.



Ich schnappte mir meine Bücher und meinen Laptop. Den leeren Spint zu schließen und den Kaffee in meiner Hand dabei nicht zu verschütten, war gar nicht so leicht, aber ich schaffte es. Vorbei an wuselnden Studierenden spazierte ich zum Ausgang des Universitätsgebäudes.

Die klimatisierte Raumluft wich dem für Miami typischen Wind, der jetzt um meine nackten Beine wehte. Ich spürte ihn sogar unter meiner weißen Bluse, die vorne in meiner Jeans Shorts steckte.

Hier an der Küste hatte ich mich erst einmal an das so ganz andere tropisch-feuchte Klima gewöhnen müssen. Es war das ganze Jahr über warm und im Sommer wich die Sonne oft kurzen Regengüssen. Ganz im Gegenteil zu dem, was ich in Massachusetts erlebt hatte.

Die immerzu belebten Straßen und der viele Prunk, weiße Strände und Palmen – das Leben hier war wie ein ganzjähriger Badeurlaub, wenn man das so wollte.

Das war also mein letzter Tag an der Uni. Nach nunmehr fünf Jahren schritt ich ein letztes Mal über den Campus und spürte einen Hauch von Melancholie meine Kehle hinaufwandern.

Auf dem Parkplatz winkte ich meinen ehemaligen Kommilitonen Kate, Jess und Liam beim Vorbeigehen zum Abschied, bevor ich die Fahrerseite meines weißen Beetle Cabrio öffnete.

Als ich auf die Hauptstraße einbog, sah ich die Uni im Rückspiegel immer kleiner werden. Seltsam, wie man die Dinge einfach so zurückließ und die Erinnerungen daran, nur noch in der Fantasie zu existieren schienen.

Ich hatte dort zwar einige Leute kennengelernt, mit denen ich auch irgendwie befreundet war, aber ich hatte Schwierigkeiten gehabt, sie wirklich an mich heranzulassen. Sie waren anders als ich, hatten immer in guten Verhältnissen gelebt und eine intakte Familie gehabt. Durch die Krankenhausrechnung meiner Mom und die Tatsache, dass mein Dad uns damals verlassen hatte, mussten wir ganz schön zurückstecken. Am Ende hatte es nur gereicht, weil Isabelle meiner Mom finanziell unter die Arme gegriffen hatte, wie ich später erfuhr. Ihre Freundschaft zu Mom musste innig gewesen sein. Sie hatten sich Briefe geschrieben und oft telefoniert. Als Dad immer mehr zum Trinker wurde, hatte sich ihre freundschaftliche Bindung sogar noch verstärkt. Für mich hingegen war Isabelle nur eine Fremde gewesen, die selten zu Besuch kam.

Dass Isabelle und Paul mich bei sich aufgenommen hatten, als meine Mom verstorben war, bedeutete mir viel. Sie unterstützten mich nicht nur finanziell, sondern auch emotional. Das wusste ich mittlerweile zu schätzen.

Als ich frisch hergezogen war, konnte ich mich nicht wirklich damit anfreunden. Es war so, als hätte jemand einen Strich unter mein altes Leben gesetzt und das hatte mich völlig aus der Bahn geworfen. Ich hatte erst einmal die Orientierung verloren und jeden, der versuchte sich mir zu nähern, weggestoßen. Besonders Isabelle.

Irgendwann hatte ich die Mauer um mich herum eingerissen, weil ich verstanden hatte, wie wichtig es ihr war, für mich da zu sein. Sie hatte mir anvertraut, sich immer gewünscht zu haben, Mutter zu werden. Dass sie keine Kinder bekommen konnte, hätte ich früher erfahren sollen. Dann hätte ich vermutlich schneller verstanden, warum sie diese Unmengen an mütterliche Liebe zu geben hatte. Und das, trotz meines anfänglich abwehrenden Verhaltens.

Mich ihr und Paul zu öffnen, war das Heilsamste, was ich nach Langem erfahren durfte. Ich hatte einen Weg gefunden, wieder glücklich zu sein. Und darüber war ich unendlich froh.

Nach mittlerweile zehn Jahren in Miami fühlte ich mich hier zu Hause.

Mein Architekturstudium erfolgreich abgeschlossen zu haben, eröffnete mir berufliche Perspektiven, von denen ich früher nicht zu träumen wagte.

In meinem Umfeld drehte sich alles um das Business, geschäftliche Kontakte oder um Partys in exklusiven Clubs. Auch meine Adoptiveltern waren erfolgreiche Unternehmer.

Und irgendwie spürte ich den Impuls, mich beweisen zu müssen. Einfach, weil ich durch äußere Umstände an dieses Privileg gelangt war. In diese Welt hinein adoptiert worden zu sein, war ein eigenartiger Mix aus Wertschätzung und gesellschaftlichem Leistungsdruck.

Das nächtliche Feiern auf Yachten, der teuerste Champagner und Marken wie Gucci und Prada waren plötzlich Teil meiner Welt. Wie ich wenig überraschend feststellen musste, war das nicht so mein Ding. Erst in die Kunst guten Benehmens in höherer Gesellschaft eingeweiht zu werden, um dann zu sehen, wie der Champagner, das Kokain und Reste vom Häppchenbuffet den Außenbereich der Yacht ummantelten, war nicht so amüsan. Nichtsdestotrotz wusste ich die Vorteile in meinem neuen Leben zu schätzen.

Ich hatte eine Art und Weise entdeckt, die teilweise exzentrischen Bedürfnisse und Umgangsweisen der Schönen und Reichen zu akzeptieren. Genauso, wie deren Hang zu extremen Gegensätzen.

Das war relativ konträr zu dem, was ich in meinem früheren Zuhause erlebt hatte. Mom hatte halbtags in einer Boutique gearbeitet, während Dad seiner Handwerkstätigkeit nachging. Aus seinen Feierabendbieren wurden abendliche Saufeinlagen und die Dinge nahmen ihren

Lauf. Mom war psychisch irgendwann nicht mehr in der Lage gewesen arbeiten zu gehen und als Dad uns dann schließlich verließ, wurde sie krank.

Hier in Miami konnte es für mich also nur aufwärtsgehen.

Ich hatte ein wunderschönes Zimmer, bekam alles, was ich mir wünschte – was damals nicht viel und vor allem nichts Materielles war. An den Luxus gewöhnte ich mich und ließ es zu, mich daran zu erfreuen. Die Etikette durchschaute und verinnerlichte ich schnell. Hatte ich auf eine Party oder ein Beisammensein keine Lust, ließen Isabelle und Paul mir den Freiraum, den ich brauchte. Außerdem entdeckte ich meine Liebe für regelmäßigen Laufsport, besuchte einen privaten Spanischkurs und lernte das Klavierspielen. Die Zeit, die ich auf diese Weise allein verbrachte, half mir Ausgleich zu finden.

Auch mit meiner schulischen Leistung war es bergaufgegangen.

Wenn ich also so in den Rückspiegel blickte, musste ich zugeben, war es an der Zeit nach vorn zu schauen.

Nicht nur, weil ich den Straßenverkehr überleben und sicher zu Hause ankommen wollte, sondern weil ich bereit war, etwas Neues zu beginnen.

Auf die Abschlussparty morgen, die Isabelle und Paul für mich ausrichteten, freute ich mich schon. Einige ihrer Freunde, Bekannte und Verwandte würden da sein. Eine schöne Geste. Sie stellte einen Meilenstein für mich dar

– ein weiterer Schritt in ein völlig eigenständiges Leben.

Denn auch wenn ich über ihre Hilfe froh war, fühlte ich das Bedürfnis, ihnen nicht länger auf der Tasche zu liegen. Ich war schon 25 Jahre alt und wohnte immer noch bei meinen Zieheltern. Dabei hatte ich schon vor einer Weile ausziehen wollen, aber es fehlte mir an Ersparnissen. Und da Isabelle und Paul bereits für mein Studium und mein Auto aufgekomen waren und ich zu Hause auch keine Miete zahlte, würde ich ihr Angebot, mir auch noch eine Wohnung zu finanzieren, niemals annehmen. Das war auch der Grund, warum ich mir einen Nebenjob gesucht hatte. Drei Tage pro Woche hatte ich als Küchenhilfe in Ralph's Diner gearbeitet, was nur wenige Schritte vom Campus entfernt war.

Paul war zu Beginn wenig begeistert gewesen. Wenn ich schon unbedingt arbeiten wollte, meinte er, würde er mir einen Job in der eigenen Firma oder der eines Verwandten oder Bekannten verschaffen. Er hatte eher an Büroarbeit oder auch einen Job als Kellnerin in einem angesehenen Restaurant gedacht und nicht in einem Lokal, das hauptsächlich von Studenten besucht wurde. Aber ich wollte es aus eigener Kraft schaffen.

Ein Praktikum oder ein Nebenjob in einem Architekturbüro wäre wahrscheinlich lukrativer gewesen, aber so war es völlig in Ordnung. Ich traf nette Leute, tauschte mich mit ihnen aus und es brachte mir Abwechslung zu den Themen im Studium. Da das jedoch nun hinter mir

lag, hatte ich den Job dort gekündigt. Jetzt brauchte ich eine neue, richtige Arbeitsstelle, dann konnte ich mir schon bald mein eigenes Leben leisten.

Die großzügige Einfahrt der Villa war bereits festlich geschmückt. Ich parkte meinen Wagen zwischen dem Ferrari Daytona und dem Mercedes Cabrio in der offenen Garage und folgte den Pflastersteinen zum Hauseingang.

Die laue Luft war perfekt, um eine Runde joggen zu gehen, den Kopf frei zu bekommen. Danach gab es sicherlich noch ein paar Vorbereitungen für morgen, bei denen ich Isabelle und unserer Hausgehilfin Margarita zur Hand gehen konnte.